

Über die Autorin:

Julia Fischer (geb. 1966) ist Schauspielerin und lebt mit Mann und drei Kindern in München. Sie arbeitet auch als Sprecherin und hat zahlreiche Hörbücher eingesprochen.

Julia Fischer

*Sehnsucht
auf blauem
Papier*

Roman



KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2015
Knaur Taschenbuch
© 2014 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Dr. Gisela Menza
Covergestaltung: Franzi Bucher, München
Coverabbildung: Shutterstock / Shtonado, CoffeeChocolates
Kornblume im Innenteil: Shutterstock / Anton Lopatin
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51557-0

2 4 5 3 1

*Für Emma, die Schöne,
den Vokal unter den Konsonanten, und
Coony, die Sanfte, die wir beide so sehr vermissen.*



»Der Rest ist Schweigen, Treue, Seelen-
erschütterung, azurner Schatten auf blauem Papier, das
alles aufnimmt, was ich schreibe,
lautloses Vorbeihuschen silber-
benetzter Pfoten.«

Colette



8. September 2012

Lieber Paul,

das Schweigen füllt alles aus. Es gießt Blei in die Worte, lässt sie auf den Grund der Ohnmacht sinken und raubt allen Trost. Doch Dir waren die Dinge unbenannt schon immer lieber. Unausgesprochenes kann der Realität so gut widerstehen, es muss sich nicht am Machbaren messen, nicht in eine Form zwingen lassen, die es nicht ausfüllen kann oder beenzt ...

Milli blickte auf den untätigen Füllhalter in ihrer Hand. Sie war seit einer Stunde nicht vorangekommen, nur ein paar Worte standen auf dem blassblauen Papier. Das war doch kein Tag zum Briefeschreiben, dachte sie erschöpft, während sie ihn Revue passieren ließ. Das war der Tag zum Einmachen – milchsaures Gemüse, Marmeladen und Pflaumensaft. An so einem Tag ging doch keiner für immer fort, da stürzte nicht einfach eine Welt ein. Die Äpfel und Kartoffeln mussten schließlich eingelagert werden, die Roten Rüben, Möhren und der Sellerie aus ihrem unüberschaubaren Garten hinter ihrem alten Haus. Milli wollte heute die Schätze aus ihrem Gemüsebeet, das im Osten des verwilderten Grundstücks lag, in ihrem Keller in kleine Holzsteigen stapeln, deren Böden sie zuvor mit frischem Stroh ausgelegt hatte. So wie sie das jedes Jahr am ersten Septemberwochenende tat. Zum Abschluss drapierte sie noch eine Schicht Moos darüber und steckte kleine Schilder dazu, damit sie nicht im Halbdunkel wie

ein Trüffelschwein zu wühlen brauchte, wenn es zur Winterzeit ans Kochen ging. Ja, heute war der Tag der Vorratshaltung, denn der Sommer hatte sich bereits verausgabt. Er rastete vor Millis Tür, dort, wo das Laub schon leicht verfärbt war und Birken und Buchen erste mattgelbe Blätter im Wind schaukeln ließen. Nur einer der Apfelbäume trotzte noch, grün und ungeerntet stand er da.

In altgedienten Kisten und Schüsseln aus verblichenem Porzellan hatte sich in der Küche, im Flur und sogar in der alten Schubkarre vor der Haustür den ganzen heutigen Samstag über die letzte Ernte gestapelt. Zum Teil stand sie immer noch dort. Damit war das Wochenende fest verplant gewesen, doch dann hätte Milli ihr Gemüse beinahe mit dem Salz der fassungslosen Tränen konserviert, fünfzehn Gramm auf einen Liter Quellwasser, unter sterilen Bedingungen in Gartöpfe und Einweckgläser abgefüllt.

Wie konnte das sein?

Milli hatte schon am frühen Morgen begonnen und den Holzherd mit dem klapprigen blechernen Saftkocher darauf in der Küche angeheizt, dass es ihr die Hitze nur so ins Gesicht trieb. Ihre hellblonden, langen Haare klebten auf der schweißnassen Haut, was ihr einen kleinen Vorgeschmack auf den bevorstehenden Wechsel in ein paar Jahren gab. Auf dem Elektroherd neben dem knisternden Feuer köchelten derweil die ersten Pickles und Chutneys, und gerade war Milli dabei gewesen, die dritte Ladung Pflaumen in den Entsafter zu füllen, da hatte es lange und durchdringend geklingelt, und jemand klopfte an der Haustür. An ihrem angestammten Einmachwochenende! War den Leuten denn nichts heilig? Die wenigen Bekannten wussten doch um diese Prozedur. Marie,

Millis »Pflege-Zieh-Tochter«, eine Dauerleihgabe ihrer überarbeiteten Mutter, hatte sich mit der schwachen Ausrede entschuldigt, sie müsse den Stoff vom letzten Schuljahr noch einmal durchgehen, die Ferien seien schließlich bald um. Und sogar Momo und Kassiopeia, Millis Katzen, hatten sich aus dem Staub gemacht, da sie lieber verhungerten, als das routinierte Scheppern und emsige Hantieren zu erdulden. Diese Geschäftigkeit raubte ihnen den Frieden im Haus. Aber bitte, der Unvorsichtige, der da gerade Einlass begehrte, würde gleich eingespannt werden, es gab schließlich genug Arbeit. Nun klopfte es auch noch am Fenster, und jemand rief: »Frau Gruber, bitte, ich weiß, ich störe, aber es ist ein Notfall. Frau Gruber!« Das war Sophie! Sophie Sager, Pauls Sprechstundenhilfe. Sie war in den letzten zwanzig Jahren immer wieder mal Millis Patientin gewesen und empfahl sie als Heilpraktikerin weiter, sooft sie nur konnte. Außerdem legte Milli ihr ab und an die Karten und beriet sie in privaten Angelegenheiten.

Über die vollgestellte Arbeitsplatte gebeugt, riss Milli jetzt das mittlere der drei Fenster auf, und sofort zog der Duft von Äpfeln, Ingwer und Rosinen in den mittertäglichen Garten hinaus. Wie ein Schwall aus einem herbstlichen Füllhorn ergossen sich Aromen von Chili, Zimt, Nelken und Kardamom nach draußen. Sophie konnte das Konglomerat an britisch-kolonialer Geschmacksexplosion gar nicht zuordnen. Küchendämpfe wallten, und eine geschäftige Millicent Gruber in praktischer Schürze erschien dahinter. Sie ließ bei Sophies Anblick prompt den Kochlöffel fallen, so ehrlich verzweifelt sah diese aus. »Ich mache auf«, sagte Milli nur und lief zur Tür.

Dann, Milli saß mit Sophie am Küchentisch, denn sie durfte ihre Töpfe nicht aus den Augen lassen, weinte ihr Gegenüber und erzählte über das leise Köcheln der Herde hinweg stockend: »Sie ist tot. Emma Ebner ist tot. Es war ein Unfall auf der Straße nach Martinsried, gestern Nachmittag.«

»Haben Sie mit Dr. Ebner gesprochen?«, fragte Milli erschüttert.

»Nein, seine Schwägerin hat mich angerufen, vor einer halben Stunde erst. Dass die Praxis bis auf weiteres geschlossen bleibt und ich versuchen soll, eine Vertretung für ihn zu finden.« Sophie starrte mit stumpfem Blick in Millis Küchenchaos. »Ich weiß gar nicht, warum ich jetzt hier bin«, murmelte sie dabei geistesabwesend.

Der Tee war fertig, und Milli schenkte ein. Sie trank immer Tee, wenn das Leben keine Antworten mehr bereithielt und die Ratlosigkeit sich breitmachte. Wenn Verzweiflung, Angst oder Traurigkeit überhandnahmen, dann immer und zu jeder anderen Gelegenheit auch. Aber heute half er nicht, die Konfusion aufzulösen. Emma Ebner. Pauls Frau. Dreißig glückliche Ehejahre. Emma. Pauls Frau.

Die Gedanken wiederholten sich. »Ist er zu Hause?«, fragte Milli verzagt.

»Ich weiß es nicht.«

Sophie weinte immer noch, als Milli plötzlich aufsprang. »Sophie, Sie halten hier die Stellung. Das kleingeschnittene Gemüse da drüben muss in die Einweckgläser geschichtet werden. Eine Lage Gemüse, dann etwas von der Sole dort angießen. Gemüse, Sole und am Schluss die Steine obendrauf. Das Salzwasser muss abschließen. Sie sehen es bei den fertigen Gläsern hier.«

»Aber so was hab ich noch nie gemacht«, entgegnete die unfreiwillige Küchenhilfe entgeistert.

»Umso besser, das lenkt ab. Eine Anleitung gibt's im Kochbuch.« Milli deutete auf ein Regal über dem Tisch. *The complete Vegetarian* stand auf einem abgegriffenen Buchrücken, und Sophie überprüfte im Stillen ihre Englischkenntnisse. So ein Unsinn! »Wenn das Kleingemachte austrocknet, gärt es nicht mehr im Glas. Das ist mein B12-Vorrat für den Winter, verstehen Sie?«

Tat sie das? Sophie griff nach dem Buch und einer Schüssel und gab ihr Bestes, während Milli überstürzt das Haus verließ und in Ermangelung eines Autos nebst Führerschein wie immer mit dem Fahrrad losfuhr. Am Café in der Bahnhofstraße hielt sie an und kaufte zwei Stücke Sachertorte. Erst als sie die draußen in ihrem Fahrradkorb verstauen wollte, sah sie auf ihre Hände – orange, möhregelb. Vom Rote-Bete-Saft hatte sie sogar dunkle Ränder unter den kurzen Nägeln. Und wie roch sie denn eigentlich? Puh, das war der Essig, der hing ihr in den Kleidern. Ach herrje, von wegen Kleider, sie trug ja noch die dunkelgrüne Küchenschürze! Und wie sie überhaupt aussah – sie entdeckte gerade ihr derangiertes Spiegelbild in der Auslage der Konditorei –, völlig aufgelöst und verschwitzt. Nein, so konnte sie doch nicht bei ihm in der Tür stehen. Und was sollte sie auch sagen? »Mein Beileid, Paul?« Nein, sicher nicht! Der Schürze entledigt, war Milli schon weitergefahren, da brannte ihr diese essenzielle Frage noch immer auf der Seele. »Paul, es tut mir so leid, ich kann nachfühlen, wie ...« Guter Gott, nein! Ja, sie konnte nachfühlen, wie es war, und doch konnte sie nicht mit dieser dummen Floskel bei ihm in der Tür stehen mit

Sachertorte in der Hand. Was sollte das denn eigentlich mit dem Kuchen?

Da vorne musste sie links abbiegen, und dann stand am Ende der Straße sein Haus. Milli war in über zwanzig Jahren noch nie da gewesen. Wahrscheinlich war er auch gar nicht allein. Anna, seine Schwägerin, würde da sein. Sie würde sich vorstellen müssen: »Millicent Gruber, eine Kollegin. Also nicht direkt ... Ich bin Heilpraktikerin. Nein, eine Freundin ...« Ja, was war sie denn überhaupt? Verzweifelt, das war sie. Verzweifelt und ratlos und bereits wieder auf dem Rückweg, weil dieser Besuch eine Schnapsidee gewesen war.

Und so landete Milli, kaum eine halbe Stunde nachdem sie losgefahren war, unverrichteter Dinge wieder bei sich zu Hause und stellte ihr Rad in die Auffahrt. Die Nachmittagssonne wärmte noch kräftig. Was für ein wunderschöner Tag, dachte sie kurz. Was für ein Alptraum. Milli blickte ins Dickicht ihres Gartens, während sie den Kuchen und ihre Schürze an sich nahm. Die ungezählten alten und jungen Bäume dort, die Sträucher und vergessenen Rosenstöcke verschlangen jeden Blick. Der ehemals so respektable Garten ihrer Vorfahren war ein Wald geworden. Ein Dschungel von ungeheurer Größe, den Milli nur deshalb sich selbst überließ, weil sie um seine besonderen Kräfte wusste, die zunahmen, je ungezügelter die Natur hier Raum griff. Zwischen ihr und den Pflanzen hatte sich eine Symbiose gebildet, aus der sie ihre Heilkräfte zog. Genau wie aus dem Haus, das für sie keinesfalls nur ein Werk aus Stein und anderem Baumaterial war, sondern ein lebendiger Organismus. Es war ein Ort der Transzendenz, an dem Energie, die erstarrt war, in ihren

anfänglichen Zustand des ungeordneten Chaos zurückfand. Millis aktueller Seelenlage entsprechend.

Sophie hatte während Millis kurzer Abwesenheit sechs Einmachgläser und einige Flaschen Saft befüllt. Allerdings hatte sie die Deckel für Letztere nicht gefunden, weshalb Milli sie später verschloss, als der Pflaumensaft schon fast wieder abgekühlt war. Dabei blieb der Unterdruck auf der Strecke, der für die Haltbarkeit unerlässlich war. Egal, an so einem Tag mussten eben Abstriche gemacht werden. Neben der Küchenarbeit, die die zwei sich jetzt teilten – Sophie, nur weil sie nicht nach Hause wollte, und Milli, um sich an etwas festzuhalten, das wenigstens einen Anflug von Normalität verbreitete –, aßen sie freudlos den Kuchen. Und dann, die Küche war noch immer ein Schlachtfeld, aber es war schon spät, verabschiedete Sophie sich doch und versprach, anzurufen und Milli auf dem Laufenden zu halten. Diese verstaute daraufhin die letzten Einmachgläser im Keller, anstatt sie wie sonst erst einmal in der Speisekammer bei wärmeren Temperaturen zwischenzulagern, damit der Gärprozess in Gang kommen konnte, und räumte in Gedanken an Paul sinnlos ihr Küchengerät hin und her. Den Pflaumentrester hatte Milli in die blaue Papiertonne gekippt, was ihr wohl erst in ein paar Tagen auffallen würde, und den Saftkocher spülte sie nun schon zum zweiten Mal ab, ohne es überhaupt zu bemerken. Sie musste doch etwas unternehmen, dachte sie unentwegt über ihrem konfusen Tun. Irgendetwas. Was fühlte sich denn nicht albern an? Als Milli die Schüssel mit dem Birnenschnaps, in dem sie immer die Flaschendeckel sterilisierte, in die Spüle leerte, dachte sie an ihre Mutter und die Granny, bei denen die

zeitaufwendige Einmachorgie auch schon Tradition gehabt hatte. Das bedurfte eines herzhaften Schlucks direkt aus der Flasche, obwohl Milli so gut wie nie Alkohol trank.

Die kleine Explosion führte sie in die Vergangenheit. Sie war einundzwanzig gewesen, als sie ihre Eltern verlor. Da war *ihre* Welt eingestürzt. Und Fanny war da gewesen, ihre engste und älteste Freundin. Wie Balsam hatte sie sich damals über alles ausgebreitet, über Millis Haus, in das sie faktisch eingezogen war, über ihre wunde Seele und sogar über die langen, wachen Nächte. Der Fanny-Balsam hatte irgendwann auch die letzte wunde Stelle ausgekleidet. Der und ihr zärtliches Schweigen, mit dem sie Millis begleitet hatte. Fanny war in dieser Zeit überall gewesen und doch nicht da. Genau das musste Milli jetzt auch schaffen, sie musste bei ihm sein und dabei unsichtbar bleiben. Sie musste Worte finden und trotzdem schweigen.

Seit sie diese Eingebung gehabt hatte, saß Milli in ihrem winzigen Büro, ihrem »Kontor der Worte«, wie sie es nannte, und versuchte diesen Brief zu schreiben. Der alte Stuhl ihres Vaters, der selbst ihr angemessenes Gewicht kaum mehr trug, knarrte mittlerweile sogar beim Luftholen, doch Milli liebte das Angeschlagene. Alles, was sich dem Leben und der Zeit mit sanftem Widerstand entgegenstemmte und doch langsam seine vertraute Form und Funktion verlor. Das Nutzlose, Sinnbefreite und Erlöste war für sie immer ein Bild der absoluten Freiheit. Natürlich brauchten solche Dinge besonderen Schutz. Die alte Pendeluhr ihres verstorbenen Großvaters etwa, die ganz aus Holz gemacht war. Nur ein Zeiger wanderte gemächlich zwischen den Stunden, die mit dunkler Farbe in latei-

nischen Zahlen aufs verblichene Ziffernblatt gemalt waren. Er wurde durch ein kleines Werk hölzerner Zahnräder angetrieben und mit einem waagerechten Pendel über dem Zahlenrund in seiner Geschwindigkeit bestimmt. Wieder und wieder musste man ihn neu justieren, denn die Zeit war hier von allerlei Faktoren abhängig. Der Luftfeuchtigkeit zum Beispiel, die es erlaubte, dass sich das Holz der Uhr im trockenen Sommer zusammenzog und so den Stunden einen kräftigen Schub gab. Bei Regen dagegen sperrten sich die Rädchen, und das alte Ding verfiel in Trägheit. Milli vergaß auch oft, das große gusseiserne Gewicht nach oben zu ziehen, was das Ticktack des verschrobene Zeitmessers regelmäßig verstummen ließ. Im Gruberhaus gab es Lampen, die nicht mehr leuchteten, weil die Elektrik versagte, fadenscheinige Teppiche, deren zartes Verblässen Millis mütterliche Instinkte ansprach, und munter durcheinandergewürfeltes Porzellan. Jedes einzelne Service hatte, noch in potenter Stückzahl, erlesene Gesellschaften im Haus erlebt. Ja, Milli hatte viele solcher Sinnlosigkeiten in ihrem Haus bewahrt. Sie genossen Asyl, da sie, von anderen als ihr geborgen, mit einem Bein auf der Müllhalde gestanden hätten. Ach was, mit einem Bein, mit beiden!

Über eine Stunde quälte Milli sich nun schon, doch sie war noch immer nicht über die ersten vier Sätze hinausgekommen: »Das Schweigen füllt alles aus ...« Die schmalen, hohen Regale, die sie umgaben, schienen immer näher zu rücken. Nun verstand sie die Feigen, die verstummt und sich davonmachten, wenn das Schicksal an die Tür ihrer Freunde klopfte. Das Leid musste einen nur heftig genug mitreißen, dann erschienen einem selbst die aufrichtigsten Worte banal. So banal wie milch-

sauer eingelegtes Gemüse neben der Nachricht vom Sterben und Verlassenwerden. Doch Milli hatte über dem letzten Raspeln und Stampfen der Vegetabilien und dem sinnlosen Räumen ihrer chaotischen Küche einen Plan gefasst. Sie würde Paul von heute an jeden Tag einen Brief schreiben, das ganze Jahr über, bis wieder geerntet wurde. Er konnte sie lesen, wenn er einsam war, oder auch weglegen. Er konnte sie sammeln, beantworten oder einfach ignorieren, aber sie würde damit stellvertretend in seiner Tür stehen, präsentabel, ohne Ränder unter den Nägeln. Milli wollte einfach in Pauls Briefkasten schlüpfen und mit der Zeit ... Wie viel Zeit? Egal. Mit der Zeit würde er ihre Hilfe annehmen. Die Aufmerksamkeit. Die Sorge. Ihre Liebe.

